



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lust und Leid eines Afrikamissionars.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine Reise mit Hindernissen

Dreiviertel Jahre war ich nun auf der Missionsstation Citeaug. Da kam plötzlich ein Telegramm des Hochwürdigsten Herrn Bischofs: „Mein Sekretär tot. Sofort nach Mariannhill.“ So schnürte ich denn wiederum meinen Bündel und zog nach Mariannhill.

Eines Tages hatte ich den Hochwürdigsten Herrn auf einer Firmungsreise zu begleiten. Früh 5 Uhr verließen wir Mariannhill mit der Kutsche. Um 5.45 Uhr waren wir am Bahnhof Pinetown. Nun haben Missionare die Vergünstigung, auf allen Dienststreifen nur halben Preis zu bezahlen. Dazu muß aber der Beamte eine eigene Fahrkarte schreiben. Deswegen warteten wir bis die anderen Reisenden ihren Fahrschein hatten. Eine lange Menschenglange stand vor dem Schalter. Als wir schließlich daran kamen, sagte der Beamte: „Gleich wird der Zug abfahren, es ist keine Zeit mehr. Steigen Sie sofort ein und lösen Sie die Karte nach!“

In aller Eile packte ich Koffer, was ich fassen konnte, rannte auf den Bahnsteig, der Hochwürdigste Herr hinter mir drein. Ein Beamter stand am Wagenschlag, wir stiegen ein, frachend fiel die Türe ins Schloß und — der Zug setzte sich in Bewegung.

Als wir aber unser Gepäck verstauen wollten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß ein Kofferchen zurückgeblieben war und zwar eine Handtasche des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, die sein Brevier enthielt, seine Altentstücke und das Reisebrot, also glücklicherweise das Allerwichtigste.

Feuerrot wie ein gesottener Krebs stand ich da und ließ ein Donnerwetter über mich ergehen. „Sie sind ein Held, Sie sind ein Held!“ meinte Seine Exzellenz zürnend. Ich dachte: Nun ja, „Held sein“ ist doch nicht schlimm, das soll man ja. Ich beschloß zurückzufahren, den Koffer zu holen und mit einem späteren Zuge nachzureisen. Ich war eben nicht nur bischöflicher Sekretär, sondern auch bischöflicher Kofferträger.

In der nächsten Station Garnia stieg ich aus. Im Stationsgebäude erkundete ich mein Leid und fragte, wann die nächste Gelegenheit wäre, zurückzufahren. „Ja“, meinte der Beamte, „in einer halben Stunde geht ein Güterzug, mit dem können Sie auch fahren. Steigen Sie nur in den Wagen des Zugführers!“ Beruhigt stieg ich also ein und wartete. Nicht einmal eine Fahrkarte brauchte ich. Dreiviertel Stunden vergingen. Der Zug stand noch. Ich fragte: „Warum fahren wir noch nicht?“ „Eben haben wir noch einen Fehler an der Lokomotive entdeckt, vor drei Stunden werden wir nicht fahren.“

„Das ist doch gelungen“, brummte ich, und entschloß mich zu Fuß nach Pinetown zu gehen. Es war ja nur etwa eine Stunde. Ich schreite über das Geleise. Ein Engländer kommt mit einem Auto angefahren. „Father, wo gehen Sie hin?“ „Nach Pinetown an den Bahnhof.“ „Gut, ich fahre auch dahin, steigen Sie nur ein.“ Er öffnete freundlich den Wagenschlag, ich stieg ein und fort rollten wir.

In Pinetown fand ich das Gesuchte noch am alten Fleck: Handtasche und Reisendecke. Ob es auch in Europa noch am alten Fleck gewesen wäre? — Bei den „Wilden“ war es noch.



Afrikamissionar P. Kammerlechner bei seinen Mitbrüdern in Reimlingen
Photo: Mariannhiller Mission

Mit einem Seufzer der Erleichterung packte ich auf. Ich hatte jetzt zwei Koffer, einen Regenmantel und eine Reisdecke. So machte ich mich auf den Weg nach Mariannhill: Eine kleine Stunde. Kaum war ich außerhalb der Siedlung, da schrien schon von weitem schwarze Kinder und winkten: „Baba, uhapi na? Vater, wo gehst Du hin?“ Sie liefen herbei. Das Weiße ihrer Augen leuchtete aus dem schwarzen Gesicht. Sie waren eben auf dem Weg zur Schule nach Mariannhill. Sofort nahmen sie mir das Gepäck ab. Die Mädchen trugen die Taschen einfach auf dem Kopf und fröhlich plaudernd zogen wir nach Mariannhill.

Punkt 9 Uhr kamen wir an, punkt 9 Uhr trat ich in die Teestube im Bischofshaus. Br. Romuald, der bischöfliche Kammerdiener, war eben daran den Tee zu servieren. „Ja, wo kommen Sie denn her?“ starrte er mich an mit großen Augen. „Ich dachte, Sie sind fortgefahren.“ Lachend brummte ich: „Nun haben Sie jeden Tag geschimpft, daß ich nicht pünktlich zum Tee komme, heute bin ich einmal pünktlich und nun ist's wieder nicht recht.“ Ich erzählte mein Abenteuer und wurde dafür gründlich ausgelacht. Deswegen schmeckte mir doch der heiße Tee, der knusperige Zwieback und die süße Banane.

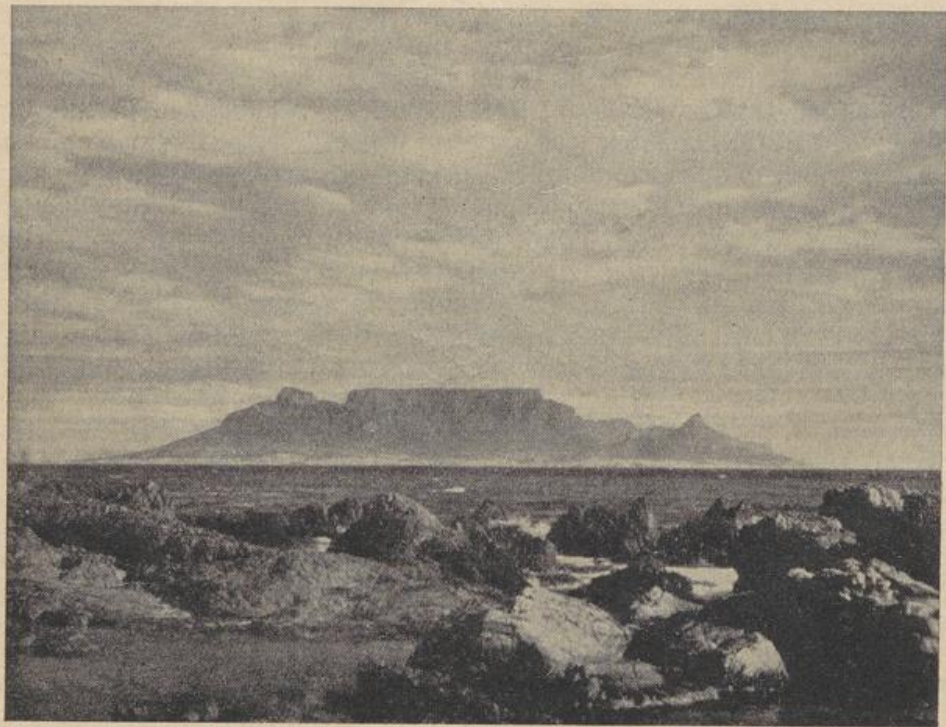
Um 11 Uhr war ich schon wieder am Bahnhof. Zunächst fuhr ich bis Durban, der großen Hafenstadt. Dort mußte ich umsteigen und fuhr nun etwa zwei Stunden hart am Meere entlang. Es war eine wundervolle Reise. Zur Linken war beständig der Blick offen auf die freie See. Das Meer rauschte und wogte. Schiffe belebten die Wasser. Die Sonnenstrahlen spielten blendend auf den Wellen. Zur Rechten der dichte Urwaldbusch des Küstengürtels: Wilde Bananen und Palmen und Lianen, ein Paradies für Schlangen und Affen. Dazwischen wieder die Wochenendhäuschen der reichen Weißen inmitten der flammenden Pracht südlicher Flora.

Bald mußte ich wieder den Zug wechseln. Die Bahnlinie bog ein ins Inland. Rechts und links steigen steile Hügel an mit Zuckerrohr bepflanzt.

Endlich komme ich an in Umzinto, einem kleinen Städtchen, meist von Indern bewohnt. Dieser herrliche Menschenschlag entwickelt hier einen flotten Handel. Einst wurden sie von den Weißen gerufen als Arbeiter, und nun haben sie sich entwickelt zu einem ansehnlichen Volke. Viele sind zu Reichtum und Würden gekommen. Leider sind sie dem Christentum nur schwer zugänglich.

Ich nahm ein Auto und ließ mich dreiviertel Stunden weiterfahren auf einen Berg. Dort stand ein Schwesternkloster mit einer Schule. Die Schwestern waren malerisch gekleidet, schneeweiß mit langen, wallenden Schleiern, französische Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung. Hier erhielt ich Unterkunft für die Nacht in dem schönen Häuschen des Missionars. Für den nächsten Morgen um 6 Uhr war ein Auto bestellt, das mich auf den Halbsiebenuhr-Zug an die Bahn bringen sollte.

Schon um 5 Uhr morgens las ich die heilige Messe, nahm das Frühstück und wartete auf das Auto. Bereits dreiviertel 7 Uhr und noch kein Wagen in Sicht. Ich mußte noch weit ins Land hinein und mit einem späteren Zug konnte ich mein Ziel nicht mehr erreichen. Was tun? Ich packte meine sieben Sachen und ging den Berg hinab ins Städtchen. Dort trommelte ich einen Inder aus seiner Wellblechbude. Bis er aber sein Auto, Modell aus Großvaters Zeiten, startbereit hatte, verging wieder eine Viertelstunde. Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Erst wurde noch hinten angefurbelt und dann gings „mit Volldampf an den Bahnhof.“ Lutend rasten wir durch das Städtchen. Gott sei Dank, es war noch wenig belebt. Schon war es 7 Uhr. Natürlich kein Zug mehr da. Nur in der Ferne sahen wir, wie der Zug in Serpentina einen steilen Berg



Der berühmte „Tafelberg“, links Löwenhaupt, bei Kapstadt;
die Meeresbucht nennt man auch Tafelbai

Photo: Mariannhiller Mission

langsam hinankroch. Die Maschine pfauchte mächtig, sie litt offenbar schwer an Asthma.

„Mit äußerster Kraft dem Zuge nach“, kommandierte ich dem Inder, „ich muß ihn erreichen.“ Der Motor ratterte, wir flogen den Berg hinan als wäre der Leibhaftige hinter uns. Die Autostraße nahm den Berg steiler. Es war Möglichkeit, den Zug noch einzuholen. Aber da war wieder ein neues Hindernis.

Auf der Straße trottete vor uns mit der ganzen Gemütsruhe dieser schwerfälligen Spalthußer eine Rinderherde. Wir hupen wie verrückt, aber umsonst. Sie schauten sich nicht einmal um, obwohl der schwarze Ochsenstreiber fluchte wie ein niederbairischer Fuhrknecht. Ochsen sind eben Ochsen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu halten, auszusteigen und dem Kaffernjungen zu helfen, die Straße frei zu machen. Endlich kamen wir wieder weiter.

Wir klickten in den Bahnhof Esperanza hinein, die nächste Station. Der Zug stand startbereit. Ich sprang aus dem Wagen, drückte dem Inder noch seinen Lohn in die Hand und stürmte auf den nächsten Wagen los. Da es hier keine Bahnsperre gibt, konnte ich glücklich noch die Tür eines Wagens aufreißen, hinein und zu und — der Zug rollte weg. Schwitzend und keuchend warf ich mich in die Polster und bat den Beamten im Zug um eine Fahrkarte. „Da haben Sie aber Glück gehabt“, meinte er. Nun lief die Bahn auf dem Höhenkamm entlang. Herrlich war der Blick in die Täler mit den Kaffernhütten und dem weidenden Vieh. Hügel an Hügel wie ein erstarrtes Meer. Die Armut der Gegend an Bäumen fällt auf. Auf den Stationen gab es Tee und Bananen oder Bopos zur Stärkung.

Etwa um 3 Uhr nachmittags erreichte ich meine Endstation. Ein Bruder der Mission war schon da mit einer Kutsche und zwei Pferden. Bald ging die Reise weiter etwa vier Stunden auf schlechter, holperiger, löcheriger Straße. Die Sonne sank tiefer und tiefer. Die Dämmerung wob ihre grauen Schleier, Nebel stiegen aus den Gründen, immer dichter und dichter. Schließlich ging auch noch die Straße aus: Wir fuhren über eine Steppe. Bei hellem Tage hätte man wohl noch Radspuren im Grase entdeckt, aber da es immer dunkler wurde, konnten wir keinen Weg mehr unterscheiden. Der Nebel wurde schließlich so dicht und die Dunkelheit so undurchdringlich, daß wir uns überhaupt nicht mehr orientieren konnten. Wir fuhren und fuhren, kamen aber an kein Ende. Offenbar fuhren wir immer im Kreise. Wegen der Steine und Löcher drohte der Wagen immer wieder zu stürzen. Wir zogen es vor, zu Fuß nebenher zu laufen. Alle Heiligen riefen wir zu Hilfe. Ich war ganz leicht gekleidet und der Frost kitzelte mich, aber nicht zum Lachen. Endlich, endlich tauchten in Ferne und Finsternis Lichter auf, die hin und her sausten. Die Pferde witterten Genossen und wieherten. Mit vielem Schreien, Hallo und Holla, fanden wir uns schließlich. Die Mission hatte diese schwarzen Arbeiter mit Laternen ausgeschildert, uns zu suchen.

Noch verging eine ganze Stunde, aber wenigstens hatten wir jetzt ein sicheres Geleite. Die Männer mit ihren Lichtern ritten voraus. Halb erfroren kamen wir auf der Station an. Ich war steif wie ein Zaunstecken. Der Hochwürdigste Herr Bischof half mir eigenhändig vom Wagen und meinte: „Weil Ihr nur wenigstens noch am Leben seid.“ Ich aber dachte: Meiner Lebtag vergeß ich kein Kofferle mehr. (Fortsetzung folgt)